

Der Schnitt

1

Kiyoko Schonschön schaltete die Scheinwerfer aus, packte die Kamera ein und verließ das Atelier. Arbeitstag done: zur vollen Zufriedenheit. Sie wusste, was sie tat, und im Moment kam sie, Schritt für Schritt, Bild für Bild voran. Näherte sich ihrem Ziel, das sich immer klarer abzeichnete und schärfte. Ein Arbeitssoziologe hätte gesagt, sie arbeite im Flow. Aber ihr Aufgehen im Schaffensprozess wollte sie so profan eher nicht beschrieben sehen. Immerhin: Es war ein gutes Gefühl, die Tür hinter sich zuzuziehen und zu wissen, was sie erreicht hatte. Zu wissen, dass sie sie morgen wieder öffnen würde, um weiterzumachen, wo sie für den Moment aufgehört hatte. Fast fühlte es sich an, als habe sie den Platz in der Welt eingenommen, den sie immer gesucht hatte. Im Süden, im Hochland, im Meer, im Rausch. Überall. Nun hatte sie ihn gefunden. In ihrem Atelier. So einfach konnte das sein. Produktion.

Auf der Straße schritt sie schnell aus. Schlug den Mantelkragen hoch gegen Wind und Viren, die sie vermutete, wo sie winterlich verpackten Menschen begegnete. Nicht, dass sie sich von den grassierenden Pandemiegerüchten verrückt machen ließ. Aber wäre ja schade, wenn sie sich ausgerechnet jetzt etwas einfinge, da sie mit ihrem Vorgehen in Einklang war. Sie hatte ein Ziel. Nach all den Monaten, die sie damit verbracht hatte zu zweifeln: an sich, an ihren Fähigkeiten, ihrer Inspiration. Im Herbst hatte sie ein Bild verkauft. An einen Sammler in Frankfurt. Alles hatte zuerst gut geklungen, dann hatte es angebliche Fehler und zunehmend Nervereien im Prozess gegeben. Der

Kunde hatte den Preis gedrückt, Kiyokos anfängliche Zufriedenheit mit dem Handel war auf harte Proben gestellt worden. Und am Ende war das Ganze nicht annähernd so lukrativ gewesen, wie sie es sich zunächst ausgemalt hatte. Aber wie auch immer: Sie hatte verkauft, ein größeres Bild aus einer kleinen Serie, den "Elch im Spiegel", und mit dem Geld aus der Transaktion hatte sie ihr neues Projekt gestartet. Sich zu ärgern brachte nichts.

Allerdings hatte ihr eine Nacht lang der Gedanke gut gefallen, alle weiteren Exemplare der Edition ebenfalls nach Frankfurt zu verkaufen, und sei es zu Dumpingpreisen. Die Vorstellung, dass der unsympathische Sammler beim Besuch bei Seinesgleichen in der Bankenstadt immer wieder auf das von ihm erhandelte Bild stoßen und in den gespiegelten Blick ihres Elches genommen würde, hatte ihr gefallen. Sie hatte sogar daran gedacht, ein neues Bild zu produzieren, in der eine Männerrunde um einen Tisch saß, über dem der Elch von der Wand aus den Raum beherrschte. Doch wofür der Aufwand? Warum Energie auf letzten Endes alberne Rachephantasien verschwenden? Gerade ihre Energie war ein rares Gut, das sie sorgsam einsetzen sollte, wie sie wusste. Verschwendung war hier nicht angesagt, zumindest nicht, solange sie nicht ganz angelangt war, wo sie mit ihrer Kunst und sich hinwollte. Also hatte sie sich ermahnt, zu vergessen, was hinter ihr lag, und die Ressourcen, die sie - trotz allem - erwirtschaftet hatte, zu nutzen, um sich ans Werk zu machen. Kein Urlaub, der, als sie noch höhere Erlöse erwartet hatte, auf ihrer Agenda gestanden hatte. Nein. Konzentration war gefragt. Es galt, sich auf das zu fokussieren, was sie weiterbrachte.

Kiyoko schloss sich für eine Woche in ihr Atelier ein, um zu recherchieren und eine Bestandsaufnahme zu machen. An welcher Stelle ihrer Existenz als Künstlerin stand sie? Wie war es um die Welt bestellt, in der sie lebte? Was davon war von ihr authentisch auszudrücken? Womit konnte sie sich beschäftigen, ohne sich bereits nach kurzer Zeit wieder mit dem Gefühl konfrontiert zu sehen, alles was sie mache, sei Zeitverschwendung? War im neuen Jahrtausend, im 21. Jahrhundert, in seinem heraufdämmernden zweiten Jahrzehnt nicht von vornherein alle Kunst obsolet, jeder Wille zu schaffen lächerlich?

Vielleicht. Aber so einfach wollte sie sich nicht ins Bockshorn jagen lassen. Zumal es kaum Alternativen gab, die nicht einer Kapitulation gleichgekommen wären. Kiyoko war Mitte dreißig. Sie hatte Kunstgeschichte studiert, anschließend Bildende Kunst. An einer renommierten Kunsthochschule hatte sie die Meisterklasse einer bekannten feministischen Künstlerin besucht, mit der sie nicht immer so auf einer Linie gelegen hatte, wie sie das vor Beginn der gemeinsamen Zeit erwartet hatte. Dennoch hatte die Auseinandersetzung sie weitergebracht. Kontakte hatten sich ergeben. Kyoko hatte schnell eine Galerie gefunden und, was wichtiger war, ein wiedererkennbares Sujet: Reproduktion. Kopie. Wiederholung. Es hatte Gruppenausstellungen mit ihren großformatigen Prints gegeben, dann Einzelausstellungen in Galerien und Museen. Erste Preise. Sie hatte den Mann geheiratet, den sie sich dafür ausgesucht hatte, und mit ihm einen Sohn bekommen. Der Sohn hieß Johann und war pflegeleicht, soweit sie das beurteilen konnte; ihr Mann, Tim, war Programmierer und hatte sich irgendwann als Idiot erwiesen. Jedenfalls funktionierte es zwischen ihnen nicht, und sie ließen sich wieder

scheiden, als Johann vier Jahre alt war. Da sein Vater genug Geld verdiente und außer seinem Sohn nichts hatte, auf das er bereit war, seine Aufmerksamkeit länger zu richten, blieb Tim bei ihm.

So galt Kiyoko als hart oder gefühlskalt, je nachdem, wen man fragte. Sie fand, dass beides nicht stimmte, war aber froh, mit Tim ein Arrangement gefunden zu haben, das sie nicht zum Heer der Alleinerziehenden hinzufügte. Johann ging es bei seinem Vater gut, und so idiotisch, dass sie es nicht auf die Reihe gekriegt hätten, dass auch Kiyoko das Kind beinahe regelmäßig sehen konnte, war er dann auch wieder nicht. Wenn es um den Rhythmus in ihrer Gemeinsamkeit dennoch nicht immer zum Besten bestellt war, lag das an ihr, nicht an ihm.

Vor sich und wenn sie gefragt wurde, gab Kiyoko an, noch immer auf der Suche nach einer Verankerung im Leben und in der Kunst zu sein; einer Stellung, die sie definierte und von der aus sich agieren ließ. Für eine Künstlerin, von der noch etwas zu erwarten war, klang das fast akzeptabel. Nur ganz allmählich schien es, dass die letzten Erfolge so weit zurücklagen, dass die Zeit, die verstrich, beginnen musste, sie zu beunruhigen. Im Kunstbetrieb waren Monate oder gar Jahre ohne Produktion, Ausstellungen und Preise der Tod. Aber vielleicht neigte sie in diesem Punkt zur Panik.

Doch nun hatte sie ihr neues Thema gefunden, und es war das Thema ihres Lebens und der Zeit überhaupt, wie ihr schien. Vielleicht war es aber auch anders herum gewesen, und nicht sie hatte den Gegenstand, sondern der Schnitt hatte sie gefunden. Denn darum ging es, ums Schneiden. Der Schnitt ging der Naht voraus. Er bezog sich nicht nur auf so altbekannte wie weitreichende

Konzepte wie den Goldenen Schnitt, Cut-up oder die Neuorganisation von Zeit, Raum und Stoff in Film und Mode. Nein. Die Möglichkeit, an den richtigen Stellen einzuschneiden, als festgefügt Gegebenes zu trennen, war die Bedingung für Veränderung schlechthin. Allem Neuem, jeder Revolution musste ein Schnitt vorausgehen. Wer etwa DNA zielgenau schneiden konnte, verfügte zwar vielleicht noch immer nicht über das Geheimnis des Lebens. Aber er oder sie legte, was wichtiger schien, konkreter, bedrohlicher, den Finger an seine Handhabung. Es gab sie schon: Firmen, die Genschere herstellen, fancy Moleküle namens CRISPR-CAS9, die Anwender auf die Reise auch ins menschliche Erbgut schicken konnten. Sie lagerten sich an Chromosomensträngen an und fanden Fehler, auf deren Auffinden hin sie sequenziert worden waren. Polynukleotidfolgen, die Erbkrankheiten oder Verletzungen des Erbguts markierten, schnitten sie weg und ersetzten sie durch Stücke, die aus ihren eigenen Molekülketten kopiert wurden. Das Ganze war so genial wie beängstigend einfach und einfach beängstigend. Mit einem Mal schien nicht nur das Ende von Krebs oder Sichelzellenanämie in greifbare Nähe zu rücken. Die grundsätzlichen Bausteine des Lebens konnten gezielt gemanagt und bearbeitet werden. Verbesserte Menschen oder eine bewusst angepasste Biosphäre schienen inmitten von Klimakatastrophe und Endzeitszenarien in greifbare Nähe zu rücken. Allerdings auch, wie ausgerechnet Putin zu bedenken gab, neue Soldaten, die keinen Schmerz kannten.

Kiyoko berauschte allein schon die Ästhetik der CRISPR-CAS9-Moleküle. Bedeutender schien jedoch der Gedanke, mit ihrer Kunst dort anzusetzen, wo wissenschaftlicher Fortschritt über die Zukunft der Menschheit und ihres

Überlebens entscheiden sollte. Beim Eintreten in ihr Atelier fühlte Kiyoko sich beschleunigt, auf einem Höhenflug in neue Umlaufbahnen. Nun ging es darum, selbst zu schneiden: das Überbordende der Realität, wie es sich im Symbolischen präsentierte, zu greifen, zu trennen und aus den Schnittstellen durch das Einfügen veränderter Codes Welten entstehen zu lassen, wie es sie bisher nicht gegeben hatte.

Selbstverständlich folgten auf Gipfel der Euphorie Täler der Verzweiflung, weil die eigene Vorstellungskraft mit jedem Schritt in neue Gefilde eine schier unüberschreitbare Grenze markierte. Unabhängig davon, welche Mittel Kiyoko ersann, um ins Unbekannte auf- und auszubrechen, musste sie doch wieder und wieder feststellen, dass das jeweilige Neue nur eine maskierte Version des von ihr immer schon gedachten war. Solang sie sich nicht selbst aus ihrer Haut und ihren Begrenzungen herausschnitt, würde sie auf ewig in sich gefangen bleiben. Kill your darlings, sagte sie sich das alte Rezept des Abschneidens von Vertrautem vor. Alles, was ihr gefiel, war anzuzweifeln. Zu zerschneiden. Zu zerlegen. Unkenntlich zu machen. Nur: Wie waren die Stellen zu identifizieren, an denen sie ansetzen musste?

2

Der Tag hatte begonnen, wie er wohl weitergehen sollte: Harry Hartmann hatte sich beim Rasieren geschnitten. Hinter ihm lag eine anstrengende Nacht: zu viel Wein, weiß und eigentlich nicht schlecht. Im Bett jedoch verwandelte er sich in einen Eisblock in seinen Eingeweiden, und auch die Beine wollten keine Minute

stillhalten. Drängten ihn ein ums andere Mal, sich zu drehen und zu wenden, sich aufzusetzen und aufzustehen, ans Fenster zu treten, auf die Straße zu schauen, das Bad aufzusuchen. Legte er sich wieder hin und glaubte, nun eine Stellung gefunden zu haben, in der er würde einschlafen können, belehrte ihn die Meldung irgendeines Körperteils eines Besseren. Also wälzte er sich, bis der Wecker am Morgen ging, gefühlt nur kurze Minuten, nachdem er zuletzt doch in wenig erholsamen Schlaf gefallen war. Das verzieh ihm die Gesichtshaut nicht. Zumindest nicht, wenn sie mit einer unsicheren Hand und einer nicht eben neuen Rasierklinge zu tun bekam. Von seinem jetzigen Standpunkt aus hatte sich der unerfreuliche Aufbruch in den Tag allerdings als quasiprophetisch erwiesen. Schließlich stand er nun im Atelier einer Fotografin, und die Menge an Blut, die klebrig angetrocknet Teile des Bodens im großen kargen Raum bedeckte, deutete auf mehr Schmerz und Ungemach hin. Dazu machte der Geruch seinem übersäuerten Magen zu schaffen, auch wenn er es mit den Jahren gelernt hatte, sich gegen die olfaktorischen Zumutungen seines Berufs weitgehend immun zu machen. Dass allerdings Jens Wachhold von der KTU im Schutzanzug am Rand der Blutlache kniete und ihm zunickte, musste als weiteres Zeichen ausgelegt werden. Ausgerechnet ihm hatte Hartmann bei einem seiner ersten Fälle den gemeinsamen Tatort teilruiniert: Angesichts einer Wasserleiche hatte er damals seinen Mageninhalt zur allgemeinen Überraschung der Anwesenden spontan nicht bei sich behalten können, was ihm für Jahre den wenig schmeichelhaften Titel „der Kotzkommissar“ eingebracht hatte. Nicht daran denken, besser mit der Zukunft paktieren! Darauf bedacht, nicht in die rotbraune

Pfütze auf dem Boden zu treten, wagte er sich weiter ins Atelier vor und hielt nach Paul Baumann, dem ihm zugeteilten und mehr als beflissenen Polizeikommissaranwärter, Ausschau, damit der ihn auf den aktuellen Stand bringen konnte.

Der stellte sich so dar, dass Frau Kiyoko Schonschön, Fotografie-Künstlerin und derzeitige Mieterin des Ateliers um kurz vor halb neun die Räume betreten hatte, um sich darin an ihre Arbeit zu machen. Dabei entdeckte sie das Blut am Boden. Nachdem sie für sich innerhalb weniger halber Minuten die Möglichkeit ausgeschlossen hatte, ihr könne eine Flüssigkeit, mit der sie arbeitete, ausgelaufen sein, war sie, wiederrum innerhalb weniger halber Minuten, zur Überzeugung gelangt, bei der Lache müsse es sich dem Aussehen und Verhalten nach um Blut handeln. Sie hatte die Konsistenz und den Trocknungsgrad geprüft, indem sie zunächst mit der Spitze ihres Schuhs, dann mit einem Pinsel, den sie von einem Tisch gegriffen hatte, in die teilgeronnene Pfütze stippte. Aus ihrer künstlerischen Praxis war sie mit vielen Stoffen und Substanzen vertraut; dass es sich hier um Blut handelte, war für sie schnell geklärt. Sie legte den Pinsel neben sich auf den Boden und versuchte, sich einen Reim darauf zu machen, was in ihrem Atelier während ihrer nächtlichen Abwesenheit geschehen sein mochte. Es fiel ihr jedoch nichts ein. Gegen zehn hatte sie die schwere Stahltür hinter sich zugezogen und wie immer gewissenhaft abgeschlossen. Das war Routine, da machte sie keine Ausnahmen. Immerhin befand sich nahezu alles, was sie besaß in diesen Räumen, zu denen außer ihr nur ihre Assistentin Lisa einen Schlüssel besaß. Aber Lisa war

in New York, was in diesem Fall wohl so viel hieß wie außer Gefahr. Erst der Gedanke an ihre Assistentin brachte nun Kiyoko Schonschön dazu, ihre professionelle Neugier am Stofflichen fürs Erste zu vergessen und sich selbst bedroht zu fühlen. Wie konnte es sein, dass da, wo nur ihr Platz war, jemand Blut vergossen hatte? War er - oder sie? - noch da, würde er wiederkommen? Die Künstlerin legte den Pinsel, den sie noch in der Hand hielt, ab, erhob sich vorsichtig, verließ rückwärts das Atelier, verriegelte die Tür, trat aus dem Treppenhaus ins Freie und rief von der Straße aus die Polizei.

„Was wissen wir sonst noch?“, fragte Hartmann den Anwärter.

„Hm. Nicht viel. Das Blut ist echt. Blutgruppe AB, Rhesusfaktor positiv. Keine Kampfspuren. Keine weiteren Blutspritzer oder -tropfen. Als hätte es jemand im Atelier ausgeleert. Keine Einbruchsspuren.“

„Eine Kunstperformance?“

„Theoretisch denkbar. Allerdings gibt es, was meinen persönlichen Eindruck anbelangt, wenig Anlass, an den Aussagen der Zeugin zu zweifeln.“

„Hm.“

Hartmann schüttelte den Kopf.

„Dann werde ich noch mal mit ihr sprechen und mir auch ein Bild machen.“

„Gut. Sie wartet nebenan.“

„Mein Name ist Hartmann“, sagte Hartmann.

„Schonschön“, entgegnete die Künstlerin.

Sie sahen einander an.

„Wie alt sind sie?“, fragte Kiyoko. Hartmann fühlte sich überrumpelt. Eigentlich, dachte er, hatte er die

Fragen stellen wollen. Aber das konnte er jetzt so nicht sagen, ohne sich wie das Klischee aus einem Fernsehkrimi zu fühlen.

„Äh“, sagte er. „Schwierig.“

„So alt?“

„Nein. Auf der Schwelle.“

„Sie haben Geburtstag?“

„Jetzt, da Sie es sagen. Ja. Ich werde 51.“

„Ah.“ Sie sah ihn an. „Hätte ich nicht gedacht.“

„Nein?“, fragte Hartmann.

„Nein. Sie sehen deutlich jünger aus. Trotz ihres Haars.“

„Danke“, sagte Hartmann.

„Ist ja aber auch kein Alter“, fuhr Kiyoko fort. „Drei Mal 17. Klingt doch gut.“

„Wenn Sie es sagen.“ Hartmann ärgerte sich, dass er klang, als hätte er nur ein sehr begrenztes Repertoire an Sätzen anzubieten. Außerdem hätte er das Gespräch in eine ganz andere Richtung lenken sollen. Schließlich war er hier, um einen Fall zu klären. Und wie bei jedem Fall musste er dazu Distanz zu den darin involvierten Personen halten. Das hatte sie mit einem Lächeln und ihrem Instinkt seine Geburtstagsschwachstelle betreffend gründlich unterminiert. Hartmann beschloss, dass es an ihm war, hier einen Schnitt zu machen. Doch wieder war sie schneller.

„Was haben Sie denn in Ihrem Leben noch so vor?“, fragte Kiyoko.

Am 11. März erhielt Kiyoko Schonschön eine E-Mail folgenden Inhalts:

Liebe Kiyoko Schonschön,

mit großem Bedauern müssen wir mitteilen, dass aufgrund der aktuellen Entwicklungen im Zusammenhang mit der Ausbreitung des Coronavirus die vom 11. – 13. März angesetzten Vorstellungen von „Aisha and Abhaya“ (Ballet Rambert & The Royal Ballet) entfallen müssen.

Bereits gekaufte Tickets werden zurückgenommen und erstattet. Dazu bitten wir um Kontaktaufnahme per E-Mail (ticketinfo@berlinerfestspiele.de) oder per Post (Schaperstr. 24, 10719 Berlin).

Die Tickets, die über unseren Webshop gekauft wurden, werden durch eine Gutschrift auf das genutzte Zahlungsmedium erstattet. Sollten die Tickets an der Kasse oder telefonisch gekauft worden sein, benötigen wir die Tickets (gerne auch gescannt per E-Mail) sowie eine Bankverbindung.

Weitere Auskünfte erhalten Sie auf unserer Website bzw. telefonisch unter +49 30 254 89 100. Wir bitten um Ihr Verständnis, dass der Stornierungsvorgang u. U. etwas Zeit in Anspruch nehmen wird.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr Team der Berliner Festspiele

Kiyoko, die sich auf den Abend und die Aufführung gefreut hatte, machte ihrer Enttäuschung in einem von einem kurzen Hieb auf den Schreibtisch begleiteten Stöhnen Luft. Dabei hatte es sich bereits abgezeichnet,

dass es einer gewissen Kaltschnäuzigkeit bedurft hätte, ohne tatsächlich lebensnotwendigen Anlass durch die in Spannung auf die weitere Entwicklung des Pandemie-Ausbruchs wartende Stadt zu fahren, um gemeinsam mit knapp tausend weiteren Tanzbegeisterten einer ausverkaufte Aufführung beizuwohnen. Als gäbe es nicht um einiges Drängenderes, mit dem man und vor allem sie sich gerade jetzt beschäftigen sollte! Andererseits war sie bereits am Freitag zuvor im Haus der Berliner Festspiele gewesen und hatte dort – drei Tage nach dem Vorfall in ihrem Atelier – gemeinsam mit Hartmann, dem sie ungefragt eine Karte mitbestellt hatte (zum Geburtstag), die Wiederaufführung von Lloyd Newsons „Enter Achilles“ dermaßen genossen, dass sich die Frage danach, ob aktuell oder allgemein Lebensnotwendigeres als tröstende Kunst denkbar war, für sie nicht stellte. Gut, da gab es unterschiedliche Auffassungen. Hartmann zum Beispiel hatte die zugegebenermaßen komplexe und dissonante Schönheit, die sich für Kiyoko aus dem Zusammenspiel widersprüchlicher emotionaler, intellektueller, körperlicher und künstlerischer Aspekte ergab*, nicht erreicht. Aber Hartmann schien

* In einem Blog, das sie manchmal las (weltwundern.net) hatte Kiyoko am Tag nach der Aufführung folgende Beschreibung gefunden, die sich in etwa mit ihrer Einschätzung traf:
<Männer im Physical Theatre
7. März 2020 | Blick auf die Welt

„Violent, ugly, politically incorrect and hilarious“ nennt *The Australian* laut Company-Website die Neubearbeitung von „Enter Achilles“, mit der Choreograf Lloyd Newson sein Stück von 1995 zurück auf die (Tanz-)Bühnen der Welt bringt. Ein Kritiker des *Daily Telegraph* urteilt (nach derselben Quelle und sehr zu Recht): „A rare, rich, devastating, triumphant work of art ... dramatic coherence, human integrity, irresistible visual power, were all there in the most outstanding work I have seen all year.“

Toxische Männlichkeit – Milieustudie mit Witz und Unterhaltungswert
Dass sich einer Milieustudie zum bekanntermaßen eher unschönen Thema allerdings dermaßen viel Witz, Unterhaltungswert und – tatsächlich – auch Schönheit abgewinnen lassen, liegt nicht von vornherein auf der Hand.

sowieso nicht wirklich erreichbar. Nicht nur, dass sich im von ihm so bezeichneten Schonschön-Fall keine Anhaltspunkte ergaben, an denen er ansetzen konnte, um Ergebnisse zu liefern, verstimmt ihn. Auch in Sachen Kiyoko Schonschön in ihrer Gesamtheit, das hieß seinem Verhältnis zu ihr, das ganz von ihr und ihren Initiativen und Handlungen dominiert wurde, war er nicht mit sich im Reinen. Festhalten ließ sich: Sie hatten eine Nacht miteinander verbracht, was genau genommen nicht hätte passieren dürfen, wenn er sein verbeamtet arbeitsethisches Selbst befragte, und er war mit ihr in diesem Tanzstück gewesen, das sie, wie es schien, verwandelte, während es seine Gefühle kaum

Obwohl es – so berichtet der Choreograf im Interview im Programmheft – aller positiven Resonanz zum Trotz auch zumindest eine (klar: weibliche) Stimme gegeben haben soll, die fand, das im Stück gezeichnete Porträt des Mannes sei „zu schlimm, um wahr zu sein“, hat Newson sein Material vergleichsweise tief innerhalb der Normalität gesellschaftlicher Komfortzonen gefunden.

Material aus der gesellschaftlichen Komfortzone

Im Gegensatz zu Theweleit in seinen ‚Männerphantasien‘ nimmt er nicht etwa Briefe von profaschistischen Freikorpsoldaten zum Ausgangspunkt seiner Arbeit, sondern das allabendliche Pubverhalten typischer weißer Mittelschichtengländer.

„Enter Achilles‘ feiert den Humor, den Spaß und die Kameradschaft, die viele Männer – im Speziellen Männer der Arbeiterklasse – genießen und zeigt, wie Alkohol eine bedeutende Rolle in ihrer Verbundenheit einnimmt und zugleich als Katalysator für Gewalt dient“, sagt Newson.

Und weiter: „Das Stück erforscht, was eine Gruppe von Männern eint und was sie trennt; wovon sie meinen, es mit anderen teilen zu können und wovon nicht. Es wirft einen Blick auf die Verletzlichkeit, die Herdenmentalität und darauf, wie Männer, ebendiese Männer, die Schwächen und Abweichungen eines anderen von der als gemeinhin traditionell verstandenen maskulinen Norm überwachen.“

Körperlich bis in den eigenen Bauch

In die körperliche Sprache des Newsonschen physical theatre umgesetzt verliert dieser Ansatz allerdings schnell die Harmlosigkeit, die er gegenüber dem der Theorie und Schrift zunächst zu haben scheint.

Elemente aus Schauspiel, Akrobatik, Gesang, Comedy, Fußball, Dialekt und Tanz verbinden sich zu einem Sound-Bild-Ganzen, das das Publikum überwältigt und abwechselnd einlullt und abstößt – und jedenfalls ganz direkt in die Körperzustände der Zuschauer_innen eingreift, was sich an spontanen Äußerungen von Szenenapplaus bis zu spitzen Schreien bemerkbar macht. Und selbstverständlich im eigenen Bauch.>

berührt hatte. Außer man nahm die im Lauf der gut eine Stunde dauernden Vorstellung anwachsende Genervtheit seinerseits als die seine Emotionen charakterisierende Größe. Kiyoko hingegen schwebte seitdem förmlich ohne Bodenhaftung durch die Tage (zumindest bis er ihr eine Frage zum Blut im Atelier stellte, die sie unsanft ins Reich der Härten und Belastungen des realen, nicht Kunst gesättigten Alltags zurückholte) und hatte sich gleich einen weitere Karte - die letzte! - für die nächste Vorstellung des Ballet Rambert und so weiter am 11. März gekauft, die Veranstaltung, die nun abgesagt worden war. Damit war die in den Medien so genannte Coronakrise eindeutig in ihrer Gegenwart und Reichweite angekommen. Woraus sie sich, wie sie sofort dachte, auch nicht so schnell wieder entfernen lassen würde.

4.

„Die Sache mit uns ist mir, äh, unheimlich.“, sagte Hartmann, als er am Abend des 14. März mit Kiyoko Schonschön bei *Sapori e Aromi*, einem Italiener im Berliner Stadtteil Prenzlauer Berg saß. Die weiß eingedeckten Tische waren in der Anzahl reduziert und auseinandergerückt worden. Um halb acht waren alle besetzt, obwohl die großteils verlassen durchs blaue Stunden Blau führenden Straßen des Bezirks daran erinnerten, dass die Mehrheit der Anwohner aufgrund der Maßnahmen und Berichte zum Pandemieverlauf zu Hause ausharrte und abwartete, statt Trost in Essen und Austausch zu suchen. Kiyoko und Hartmann tranken sizilianischen Rotwein, auch wenn Hartmann sich eingestehen musste, dass ihm ein Bier lieber gewesen wäre. Kiyoko sah ihn über den Tisch hinweg an.

„Unheimlich?“ Sie lächelte amüsiert.

„Na ja. Es ist nicht meine Art, mir Arbeit mit nach Hause zu nehmen.“ Er grinste.

Kiyoko lachte nicht.

„Erstens bin ich keine Arbeit, zweitens hast du mich nicht mit nach Hause genommen. Wenn das – drittens – also ein Witz sein sollte, war er nicht besonders gut.“

„Entschuldige. Ich habe versucht, Konversation zu machen und gleichzeitig ein Problem, das ich mit mir herumschleppe, zu artikulieren. Vielleicht geht das nicht besonders gut zusammen.“

„Vielleicht nicht. Aber wer kann heute schon sagen, was noch gut zusammen geht. Die Lage ist ja allgemein mit einem Mal etwas unübersichtlich. Alles rückt auseinander.“

„Außer uns.“

„Und das macht dir Sorgen?“ Wieder lächelte sie. „Ich hätte eher gedacht, du würdest sagen, antizyklisches Verhalten sei so etwas wie deine grundsätzliche Haltung zur Welt.“

Über Hartmanns Gesicht huschte ein erneutes Grinsen.

„Würde ich grundsätzlich genau so sagen“, sagte er.

„Aber? Jetzt ist alles verschoben, weil sich überall alles verschiebt und noch nicht erkennbar ist, wie das enden wird?“

„Nein.“ Hartmann nahm einen Schluck. „Also ja: Alles scheint sich zu verschieben. Vielleicht werden wir Vieles von dem, das uns bisher unumstößlich schien, bald in einem anderen Licht sehen. Wer weiß? Das wird sich dann zeigen. Tatsache im Hier und Jetzt ist aber, dass ich mich von dir habe überrumpeln lassen. Bevor ich mir überhaupt eine Meinung bilden konnte, welche

Rolle du in meinem Fall spielst, als der du mir zuerst begegnet bist, hattest du mich schon kassiert.“

„Bin ich Opfer oder doch Täter, meinst du?“

„So in etwa. Oder Zeugin oder Opfer? Ich weiß da ehrlich gesagt nicht mehr, als mir mein erster Eindruck am Tatort vermittelt hat.“

„In meinem Atelier.“

„Siehst du. Das ist genau, was ich meine. Unsere ganz unterschiedlichen Blickwinkel auf die Ereignisse, die uns verbinden.“

„Das ist, was uns verbindet?“

„Ich weiß nicht, was uns verbindet. Das Ereignis oder der Vorfall im Atelier ist aber, was uns ursächlich zusammengebracht hat.“

„Und dann habe ich deine Rolle oder unsere Rollen, die Rollen, wie du sie für uns vorgesehen hattest, unterlaufen und dich – wie du sagst – überrumpelt!“

„Ja. Wenn wir es so nennen wollen.“

„Ich wollte nicht allein sein, was ja vielleicht verständlich war in der Situation. Nenn es Instinkt. Da war sonst niemand. Außerdem hast du mir gefallen.“

Hartmann betrachtete sie.

„Ist das nicht alles ein bisschen viel Fernsehkrimi? Sehr Vorabendserie?“

Kiyoko lachte.

„Glaube kaum, dass wir im Vorabend sendefähig wären.“

„Okay.“ Hartmann lachte ebenfalls.

Der Kellner kam, um ihre Bestellung aufzunehmen:

Vitello Tonato und Cavateli alla Norma für Hartmann und Insalata Mista und Rollatine ripiene di Manzo für Kiyoko.

„Falls demnächst alle Restaurants schließen müssen, träfe das übrigens dieses hier doppelt bitter“, erklärte Kiyoko als er sich wieder entfernt hatte, und wartete, dass Hartmann fragend die Augenbrauen hob. Das tat er gern für sie.

„Es gab hier einen Wasserschaden oder so, und aus mir unbekanntem Gründen hat sich die Sanierung weit über ein Jahr hingezogen. Die Wiedereröffnung ist erst ein paar Wochen her.“

„Mala suerte“, nickte Hartmann.

„In der Tat.“

Nicht nur das *Aromi e Saporì* hatte Pech. Wenige Tage nach den Kneipen und Cafés, die zum Teil bereits vom 14. März an nicht mehr geöffnet hatten, mussten tatsächlich alle Restaurants schließen. Das Leben verlagerte sich in die eigenen vier Wände, und Hartmann verschwand aus Kiyokos Leben so plötzlich, wie er erschienen war. An seine Stelle trat für sie, wie es bei den meisten Menschen, von denen sie hörte oder las, der Fall war, die Beschäftigung mit den Nachrichten und die Verfolgung von Statistiken, Maßnahmen und Erklärungsversuchen zur Ausbreitung von Sars-CoV-2. Abgesehen von langen Spaziergängen durch die strahlende Nachmittagssonne der folgenden Wochen verbrachte Kiyoko die meiste Zeit am Rechner oder Zeitung lesend auf ihrem Balkon. In den ersten Tagen telefonierte sie einige Male mit Johann und erkundigte sich, wie er mit der Umstellung des Alltags zurechtkam; fragte, ob ihm die Schule und seine Freunde fehlten und wie es mit seinem Vater laufe, worauf sie einsilbige Antworten erhielt. Nicht auf alles hatten die umfassenden Veränderungen des Sozialen eine Auswirkung.

Ins Atelier ging sie seit dem Vorfall, wie sie es genannt hatten, selten und wenn, dann nur, um zu kontrollieren, dass dort alles in Ordnung war – soweit derzeit und nach einem mysteriös-blutigem Anschlag aus dem Nichts „in Ordnung“ eine adäquate Kategorie sein konnte – oder um ein Buch oder ein Werkzeug zu holen, das sie für irgendeine Aufgabe, die sie sich vorgenommen hatte, benötigte.

In ihrem Bekanntenkreis beantragte, wer freiberuflich arbeitete (was für beinahe die Gesamtheit ihrer privaten Kontakte zutraf), den vom Senat bereitgestellten Zuschuss für Soloselbstständige und freuten sich bereits wenige Tage nach Antragstellung über 5.000 Euro mehr auf dem Konto; allen Erfolgsmeldungen zum Trotz kam das für Kiyoko nicht in Frage. Nicht, weil es ihr finanziell so gut ging, dass kein Einbruch zu befürchten war, aber noch lag sie innerhalb ihrer Planungen. Was sollte sie sich da beschweren? Und wenn es hart auf hart kam, war ja bereits die Rede von einer zweiten Runde an Zuschüssen im nächsten Quartal.

Abends, kurz nach Einbruch der Dunkelheit, klatschten Menschen auf den Balkonen der Nachbarschaft, um ihre Anerkennung für Krankenschwestern und Menschen in Pflegeberufen zu artikulieren. Es handelte sich um eine aus Italien importierte Geste, die Kiyoko beim ersten Mal Schauer der Überwältigung im Gefühl der Verbundenheit aller mit allen den Rücken hinunterlaufen ließ. Das Empfinden von Gemeinschaftlichkeit jedoch nutzte sich rasch ab, wie sie feststellte; spätestens in dem Moment, als Vertreter der nun systemrelevant

genannten Berufe, deren Angehörige durch den Applaus und allabendliche Würdigungen in den Fernsehnachrichten (die sie zu Held*innen des Alltags erklärten) mit einem Mal im Licht der Öffentlichkeit standen, darauf zu beharren begannen, dass neben symbolischer Anerkennung vor allem höhere Löhne für die von ihnen geleistete Arbeit Not taten. Das war zwar verständlich und prinzipiell seit Langem bekannt, reichte aber aus, um die gesamtgesellschaftliche Solidarität, wenn schon nicht im Keim zu ersticken, so zumindest deutlich in ihrer Lautstärke zu dämpfen.

Kiyoko las Kommentare, in denen beschworen wurde, die durchs Coronavirus herbeigeführte Gesundheits- und Wirtschaftskrise würde zwangsläufig ein generelles Zusammenrücken und Umdenken in den seit Jahren und Jahrzehnten auseinanderfallenden kapitalistischen Gesellschaften nach sich ziehen müssen; anders ließe sich auf längere Sicht kaum damit umgehen, dass die Möglichkeiten, Geld für die Bezahlung ihrer Lebenskosten zu verdienen, für weite Teile der normalerweise arbeitenden Weltbevölkerung auszufallen drohten. An Stelle von monetärer Vergesellschaftung müssten somit neue Formen solidarischer Kooperation treten, was auch als Antwort auf die bereits deutlich zu lang anhaltende Perspektivlosigkeit im Umgang mit den anthropogenen Anteilen am Klimawandel nur konsequent erschien. Andere Analysen taten jeden Gedanken in diese Richtung allerdings als unpolitisches Wunschdenken und Albernheit selbstbezogener Mittelklasseangehöriger ab.

Während Viele ihre Freude darüber in die Welt der sozialen Netzwerke posteten, dass der temporäre Mehr- oder-weniger-Stillstand es ihnen ermögliche, sich mit ganz neuer Ruhe ihren kreativen Projekten zu widmen, bremsten vor allem zwei weitere Überlegungen Kiyokos Arbeitseifer aus, der wenig vorher so schön an Fahrt aufgenommen hatte. Zum einen las sie – was weniger bedeutend war, sie aber doch einen Abend lang beschäftigte – in Nick Caves „Red Hand Files“ im Internet (einer Art Poetik in Dialogform mit seinen Fans), dass der aktuelle Moment kaum dazu angetan sei, seiner Kreativität freien Lauf zu lassen. Stattdessen sollten gerade Künstler nun innehalten, um sich bewusst darüber zu werden, welche Rolle sie in der Gesellschaft spielen wollten.* Was immer das heißen mochte, dachte Kiyoko und beschloss, dass ihr Weg, ihr Nachdenken und ihr Schaffen eine andere Richtung einschlagen mussten. Dennoch schien es richtig, dass ein einfaches

* Dort hieß es: „As I sat there in bed and reflected, another thought presented itself, clear and wondrous and humane —

Why is this the time to get creative?

Together we have stepped into history and are now living inside an event unprecedented in our lifetime. Every day the news provides us with dizzying information that a few weeks before would have been unthinkable. What deranged and divided us a month ago seems, at best, an embarrassment from an idle and privileged time. We have become eyewitnesses to a catastrophe that we are seeing unfold from the inside out. We are forced to isolate — to be vigilant, to be quiet, to watch and contemplate the possible implosion of our civilisation in real time. When we eventually step clear of this moment we will have discovered things about our leaders, our societal systems, our friends, our enemies and most of all, ourselves. We will know something of our resilience, our capacity for forgiveness, and our mutual vulnerability. Perhaps, it is a time to pay attention, to be mindful, to be observant.

As an artist, it feels inapt to miss this extraordinary moment. Suddenly, the acts of writing a novel, or a screenplay or a series of songs seem like indulgences from a bygone era. For me, this is not a time to be buried in the business of creating. It is a time to take a backseat and use this opportunity to reflect on exactly what our function is — what we, as artists, are *for*.” (theredhandfiles.com, Issue #90/March 2020)

Produzieren – eine Verbindung von Ausdrücken, die unter normalen Bedingungen den größten vorstellbaren Widerspruch darstellte – nicht das Gebot der Stunde sein konnte.

Gravierender aber war, dass sich die Hoffnung, die Kiyoko gemeinsam mit einem Teil der globalen medizinisch-wissenschaftlichen Community in CRISPR-CAS9 gesetzt hatte, gleich an dieser gewissermaßen ersten Bewährungsprobe nicht zu bestätigen schien. Zumindest blieb es um die neue Wunderwaffe der Krankheitsbekämpfung auf dem Weg in eine schöne neue Welt verdächtig still. Nach einigen Recherchen stellte sich zwar heraus, dass das in der menschengemachten Natur der Sache begründet lag. CRISPR-CAS9 war eine Genschere, die für das Schneiden von DNA entwickelt worden war, aber auf RNA keinen Zugriff fand. Ein Molekül, das als Werkzeug zur Bearbeitung von viraler RNA nutzbar war, hatten gerade erst Mitarbeiter des New Yorker Genom Center mit CRISPR-CAS13 präsentiert.* Das bedeutete, dass in dieser Richtung weiter geforscht wurde und durchaus Erfolge zu erwarten waren. Aber sie lagen wenig greifbar in der Zukunft. Und wer konnte wissen, was sich bis zum nächsten Tag schon wieder verändert haben würde? Kiyokos Vertrauen darauf, aufs richtige Pferd gesetzt zu haben und mit ihrer Wette an vorderster Front im Angesicht der kommenden Entwicklungen zu stehen, war jedenfalls blamiert.

* siehe zum Beispiel: <https://www.scinexx.de/news/medizin/eine-genschere-fuer-virale-rna/> abgerufen im April 2020

5.

Eines Nachts Mitte April schreckte Kiyoko schweißgebadet aus dem Schlaf auf. Ganz klar stand ihr plötzlich vor Augen, wessen Blut vergossen worden und wie es in ihr Atelier gelangt war. Sie griff zum Telefon, um Hartmann zu informieren, erreichte ihn aber nicht. Auch am nächsten Tag nahm er ihren Anruf weder an, noch rief er zurück. Als sie im Präsidium nachfragte, wollte man ihr keine Auskunft über seinen Verbleib geben. Doch Kiyoko insistierte, bis eine entnervte Kollegin damit herausrückte, der Kommissar sei erkrankt. Näheres ließ sich nicht herausfinden. Einem anderen Mitarbeiter wollte sich Kiyoko nicht anvertrauen.